

XX $\frac{244}{19}$

9
С. П. МОСКВА
ИЗДАНИЕ
С. П. МОСКВА

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Unsere Wirtschaft

Organ der Kooperativen Kommission des Geb.-Kom. der RKP (B.) der USSR der Wolgadeutschen

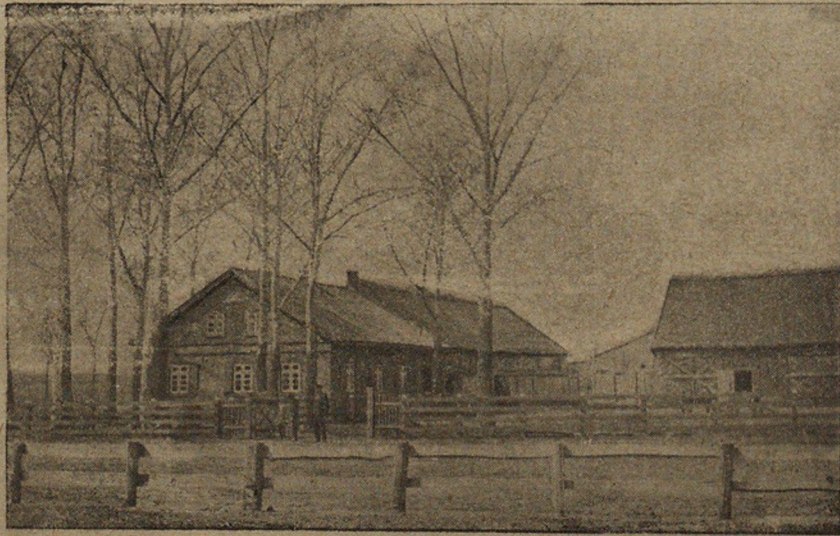
Illustrierte Wochenschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen, sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Nummer 31.

Botrowst, 15. August 1926.

Jahrgang 5.



Bauernhof in den wolgadeutschen Mennonitendörfern.

Anzeigen:

Die Petit-Beile oder deren Raum . . . 25 Kop. in Gold.
Fürs Ausland 15 Cents

Bezugspreis:

Für einen Monat mit Ubersendung 40 Kop.
Vierteljährlich 1 Rubl. 15 Kop.
Fürs Ausland für 6 Monate 3 Dollar.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Versicherung der Bauernwirtschaften gegen Mißwachs.	489
Politische Rundschau.	490
Wirtschaft und Wissen:	
Zum fünfjährigen Bestehen des Carpintrusts. Von N. N.	491
Der Umfang des Tabaksbaus. Von B. Sjurjufin. (Schluß.)	492
Kooperation und Landwirtschaft:	
Beiträge zur Milchwirtschaftsfrage. Von W. Glückiger.	494
Die wichtigsten landwirtschaftlichen Futtermittel, ihre Zubereitung und Verabreichung. Von S. Koll, Agronom. (Schluß.)	496
Die Ergebnisse des Kampfes mit dem Brand. Von D. Bonamarenko.	498
Aus Stadt und Dorf:	
Korrespondenzen.	499
Kultur und Natur:	
Phantasielohn und Erkenntnis. Von Theodor Schwarz.	501
Mein erstes Verbrechen. Von Alfons Kauer. (Schluß.)	501
Der Sowetstern. Von M. Frank.	502
Der Starmah. Von Prof. Fritz Braun.	503
Aphorismen. Von Hans Sachs jr.	504

Unsere Wirtschaft

Illustrierte Wochenschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Nummer 31.

Potrowst, 15. August 1926.

Jahrgang 5.

Versicherung der Bauernwirtschaften gegen Mißwachs.

Schon Ende 1922 erließ die Sowetregierung das Dekret „Ueber Schaffung örtlicher Samenvorräte“. Seitdem sind 4 Jahre verstrichen, ohne daß in dieser Hinsicht in der Wolgadeutschen Republik etwas getan werden konnte. Die Hauptursache war, daß wir im Jahre 1921 von der allbekannten furchtbaren Mißernte heimgesucht wurden, die unsere Landwirtschaft so sehr zerrüttete. Die ungenügende Ernte des Jahres 1922 brachte nicht nur keine Besserung, sondern schränkte die Saatfläche ungeheuer ein. Das Jahre 1923 brachte ebenfalls eine ungenügende und das Jahr 1924 eine Mißernte, so daß auch in diesen Jahren an die Schaffung von örtlichen Samenvorräten nicht gedacht werden konnte. Im Jahre 1925, in dem die Ernte an und für sich nicht schlecht war, verdarben die während des Einheimens der Feldfrüchte niedergegangenen Regen die Körner derart, daß sie nicht als Samenvorräte in Betracht kamen.

Nach allen Anzeichen wird die Ernte dieses Jahres befriedigend ausfallen; deswegen ist es unseres Erachtens an der Zeit, die in Frage stehende Maßnahme, die für unsere Landwirte außerordentlich wichtig ist, in Angriff zu nehmen und die sogenannte „Versicherungsvorräte“ von Getreide zu schaffen. Vor dem Weltkrieg hatten wir bereits solche örtlichen Vorräte in unseren „Gemeinde-Vorratsmagazinen“ für Mißerntefälle. Die Vorräte betragen mitunter mehrere, in größeren Ortschaften sogar viele Tausende Pud. Man half damit den Bedürftigen nicht nur durch Samen-, sondern auch Verpflegungsvorschüsse. Die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Vorräte war der Bevölkerung klar, und deshalb erfüllte sie ihre Pflicht hinsichtlich des Schüttens lieber als jede andere.

In unserer trockenen Gegend hat eine derartige naturale Versicherung für Mißerntefälle eine außerordentlich große Bedeutung. Die ganze Bauernbevölkerung unserer Republik hat es nur allzu hart

fühlen müssen, wie wenig das zu Saatwecken eingeführte Getreide seiner Bestimmung entspricht. Es war vom Brand angesteckt und überhaupt nicht rein, abgesehen davon, daß es unserem Klima nicht angepaßt war. Etwas ganz anderes ist das örtliche Saatgut, das unserem Klima und unseren Bodenverhältnissen angepaßt ist. Es ist widerstandsfähig gegen die Fröste und gegen die Dürre und, was die Hauptsache ist, reiner, da jeder Landwirt die besten Körner zur Saat aufbewahrt. Es ist daher klar, daß solches Saatgut auch ertragsreicher ist.

Wir sind daher der Ansicht, daß die Notwendigkeit der Schaffung örtlicher Samenvorräte für die Landwirte unserer Republik nicht weiter bewiesen zu werden braucht. Und wenn dem so ist, sind auch die entsprechenden Maßnahmen nicht mehr aufzuschieben. Die Dorfräte müssen diese Frage gründlich erörtern, Mittel und Wege zu ihrer Lösung suchen und sie dann den allgemeinen Versammlungen zur Besprechung vorlegen. Unseres Erachtens müssen die örtlichen Samenvorräte von den Fonds der Komitees der gegenseitigen Hilfe getrennt sein und nur zur Saathilfe in Mißerntefällen, nicht aber zu Verpflegungszwecken dienen.

Die Vorbereitungsarbeiten zur Schaffung von örtlichen Samenvorräten müssen die Dorfräte noch vor Beendigung der Feldarbeiten abschließen und daher unverzüglich damit beginnen.

Die Fragen bezüglich des Umfangs der Samenvorräte für das betreffende Dorf, bezüglich der dabei in Betracht kommenden Sorten von Getreide, der Räumlichkeiten für die Vorräte, der Höhe der zu schüttenden Samenmenge auf die Seele, die Wirtschaft oder die Dessjatine Aussaat müssen, bevor sie der Dorfrat der allgemeinen Versammlung unterbreitet, gründlich von ihm beraten werden.

Je besser die Vorbereitungsarbeiten ausgeführt werden, desto schneller und leichter wird der Grundstock örtlicher Samenvorräte geschaffen.

Politische Rundschau.

Ueber drei Monate schon dauert der Bergarbeiterstreik in England an. Die Kohlenarbeiter haben sich während der ganzen Zeit tapfer und heldenmütig gehalten, alle Not und alle Entbehrungen geduldig getragen, trotzdem die Kapitalisten unablässig bemüht waren, einzelne Gruppen der Arbeiter zur Wiederaufnahme der Arbeit zu verlocken und in letzter Zeit sogar ihre beste Dienerin, die Geistlichkeit, als Vermittlerin ins Feld geführt hat. Nach dem Projekt dieser treuen Bundesgenossin der Kapitalisten sollen die Grubenarbeiter die Arbeit vorderhand auf 4 Monate unter den alten Bedingungen aufnehmen, d. h. die Arbeitszeit und der Arbeitslohn sollen dieselben bleiben, wie sie noch im April d. J. waren. Im Laufe der 4 Monate sollen alle Verträge durchgesehen werden, und wenn sich die Grubenbesitzer und Arbeiter nicht einigen, dann soll eine gemischte Kommission die strittigen Fragen entscheiden. Bis hierher ist das Projekt sehr verlockend. Aber im weiteren bietet es eine ungeheure Gefahr für die Kohlenarbeiter: Der Vorsitzende dieser Kommission, deren Entscheidung für beide Seiten als bindend erklärt wird, soll eine uninteressierte (!) Person sein. Diese Person wird doch nicht so ganz uninteressiert sein, und durch deren bindende Entscheidung werden sich die Kohlenarbeiter, wenn sie auf den Leim gehen, Hände und Füße binden und, trotzdem sie bereits über 100 Tage heldenmütig gekämpft und den englischen Kapitalisten über anderthalb Milliarden Schaden beigebracht haben, das Ziel, das sie sich gestellt hatten, nicht erreichen, sondern in immer größere Unterdrückung und Versklavung, Not und Elend geraten.

Gegenwärtig wird über die Annahme der Bedingungen der Geistlichkeit unter den Kohlenarbeitern abgestimmt. In der nächsten Nummer unserer Zeitschrift werden wir das Ergebnis der Abstimmung mitteilen können.

Der französisch-deutschen Annäherung sieht man in England mit immer größer werdender Unruhe zu. Deutschland und Frankreich planen nämlich die Vereinigung der Kohlenindustrie des Ruhrgebiets (in Deutschland) mit der Eisenindustrie von Elsaß-Lothringen (das Deutschland nach dem Weltkrieg an Frankreich abtreten mußte) zu einem Kartell. Die französische und die deutsche

Regierung haben auch schon einen Vertrag über die Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern unterschrieben. Dadurch sieht sich England natürlich stark bedroht.

Am 6. August wurde in Budapest, der Hauptstadt Ungarns, der Urteilspruch der ungarischen Revolutionäre Rakoschi, Wagi, Eri, Hegesch, Rath, Saman u. a. gefällt. Das Gerichtsgebäude war schon von Morgen an von Polizeitruppen umstellt, die den Arbeitern, die massenweise erschienen und Einlaß in den Gerichtsaal forderten, den Weg verlegten. Die Angeklagten wurden verurteilt: Rakoschi und Wagi zu 8 einhalb Jahren, Eri zu 6 Jahren, Hegesch zu 3 einhalb Jahren, Saman zu 2 Jahren 4 Monaten Zwangsarbeit, 11 Kommunisten zu 1 Jahr 10 Monaten Gefängnis. Die Angeklagten, die zur sozialistischen Partei gehören, wurden freigesprochen. Die Kommunisten wurden auf Grund des Gesetzes von 1921 über den Staatsschutz verurteilt, und zwar nur für „Schürung des Klassenkampfes“, da keine Beweise dafür erbracht werden konnten, daß sie einen bewaffneten Aufstand vorbereitet hatten. In bezug auf die angeklagten Mitglieder der sozialistischen Arbeiterpartei begründet das Gericht sein Urteil damit, daß diese Partei eine legale (erlaubte) und keine kommunistische sei. Demnach gilt in Ungarn das Staatsschutzgesetz nur für die Kommunisten. Schönste Demokratie!

In Polen erwartet man die Veröffentlichung eines Dekrets über die Bestimmung Pilsudskis zum obersten Inspektor der Armee. Bezüglich der im Auslande verbreiteten Nachrichten über die polnischen Kriegsrüstungen und Quertreibereien an den östlichen Grenzen erklären die polnischen Machthaber, das seien Lügen; die polnische Armee habe nur die üblichen, für die Friedenszeit normalen Uebungen ausgeführt. Wir kennen jedoch die Bestrebungen der von den englischen Welträubern beeinflussten Machthaber Polens und sind auf der Hut.

An den Fronten in China finden starke Kämpfe zwischen den Volksarmeen und den Armeen der konterrevolutionären Generale Tschang und Wupeifu statt. Ueber diese Kämpfe ist bis jetzt noch nichts Näheres bekannt. In Schanghai wächst die Streibewegung mit jedem Tag, trotz der Verfolgungen vonseiten der Polizei. Gegenwärtig streiken dort an 10.000 Menschen.

Wirtschaft und Wissen.

Zum fünfjährigen Bestehen des Sarpintrusts.

Von N. N.

Am 1. August d. J. waren es fünf Jahre seit dem Tage der Organisation des Obtextils (jetzt Sarpintrusts). Die Schaffung dieses Organs war mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, da unsere Sarpinka-Industrie durch ihren Bedarf an Halbfabrikaten (Garn) von den Fabriken anderer Rayone und hauptsächlich von der Fabrik „Saratowskaja Manufaktura“ abhängig war. Letztere befand sich unter der Leitung des Saratower Gouvernements-Volkswirtschaftsrats. Die sämtlichen Erzeugnisse der „Saratowskaja Manufaktura“ fanden in der Sarpinka-Industrie Verwendung und dienten für sie in den ersten Jahren der Revolution als einzige Versorgungsquelle. Die Sarpinka-Industrie, die für die Bevölkerung der Wolgadeutschen Republik vor dem Kriege und vor der Erbauung der Fabrik „Saratowskaja Manufaktura“ eine geschichtliche Bedeutung hatte, wurde damals fast ausschließlich mit ausländischem Garn (aus England und Deutschland) versorgt. Die örtlichen Industriellen, die die Notwendigkeit einsahen, sich mit Garn eigener Erzeugung zu versorgen, hatten jedoch nicht genug Mittel und konnten sich auch keineswegs einigen, eine Fabrik auf aktionärer Grundlage zu gründen; sie forderten insolgedessen die Kapitalisten von Saratow auf, die es übernahmen, mit einzelnen Sarpinka-Fabrikanten zusammen eine Fabrik für Spinnerei zur Versorgung der Sarpinka-Industrie zu erbauen.

Die Sarpinka-Industrie jedoch hatte sich so weit entfaltet, daß die Produktion der Fabrik „Saratowskaja Manufaktura“ deren Bedürfnisse bei weitem nicht befriedigen konnte, weshalb außer der „Saratowskaja Manufaktura“ bis zur Revolution die Moskauer und Leningrader Fabriken als Versorgungsquelle dienten. Es muß bemerkt werden, daß die Sarpinka ausschließlich bis zur Revolution wie auch in gegenwärtiger Zeit auf dem Wege der Hausindustrie hergestellt wurde, und dennoch fand die Ware Absatz, wie auf dem Innenmarkte so auch im Auslande (Persien), was sich durch ihre hervorragende Schönheit und die verschiedenartigen Muster erklären läßt. Der flotte Absatz gab denn auch den

Sarpinka-Industriellen die Möglichkeit, neben den Großfabrikanten zu existieren. Am Vorabend des Krieges jedoch wurde die Notwendigkeit fühlbar, zwecks Herabsetzung der Herstellungskosten der Erzeugnisse eine Mechanisierung einzuführen, und einige stärkere Fabrikanten (Handelshaus Bender und Söhne und Meier) erbauten solche Fabriken (das erstere in Balzer und das andere in Kraske), die aber nicht lange arbeiteten; sie wurden kurz vor der Revolution in Gang gesetzt und gingen während der Revolution ein. Die Maschinisierung wurde in der Zeit des imperialistischen Krieges gehemmt, weil sich im Lande großer Mangel an Manufakturwaren fühlbar machte, insolgedessen die Nachfrage auf Sarpinka, trotzdem die Qualität von Monat zu Monat künstlich niedergedrückt wurde, so groß war, daß die Sarpinka-Gewerbsleute wie die Pilze wuchsen und Balzer wie eine einzige große Fabrik aussah.

Da kam der große Oktober 1917. Die Revolution, von dem Proletariat vollbracht, ist im ersten Jahr nicht scharf in Balzer durchgedrungen, so daß die Sarpinka-Gewerbsleute bis zum August 1918 ungestört blieben. Als die echte Revolution dort zum ersten Mal durchdrang, verließen die Gewerbsleute ihre Unternehmungen und übersiedelten in irgend ein einsames Dertchen.

Vom Anfange der Revolution bis 1919 wurde die Sarpinka-Industrie von dem Saratower Verpflegungsamt geleitet. Das Verpflegungsamt wußte, daß mit Hilfe der Industriellen, die auf Schritt und Tritt den Aufbau des Sozialismus zu hindern bestrebt waren, nicht gearbeitet werden könne, und beschloß, die gemeinsame Arbeit mit ihnen abzubauen.

Aber es fehlte eine Organisation, die bereit gewesen wäre, die weitere Geschäftsleitung der Industriellen zu übernehmen; die unmittelbare Verbindung mit den Hausindustriellen zu verbinden, war undenkbar und unmöglich.

Davon ausgehend, beschloß das Verpflegungsamt die Hausindustriellen in Gesellschaften und letztere in Verbände zu vereinigen, was auch getan

wurde. Im Anfange, schon im Jahr 1917, als das Zentrum dieses Verbandes in das Dorf Rogatfino des Kamyschiner Bezirks verlegt war, entwickelte sich die Sache nicht nach Erwarten. Deshalb wurde im März 1918 beschlossen, die Verwaltung des Verbandes nach Balzer zu übersiedeln, wohin sich die meisten der Hausindustriellen der deutschen Dörfer, welche die Grundbasis für Sarpinkafabrik bilden, hingezogen fühlen. Nach Ausführung dieses Planes ging die Kooperierung in schnellem Tempo vor sich, und zum Ende des Jahres 1918 waren gegen 8000 Gewerbsleute organisiert. Als man anfing, Amtsbezirke nach einzelnen Zweigen der Industrie einzurichten, wurde im Jahre 1919 auch der 11. Rayonsverband der Textilarbeiter gegründet, dem die Leitung der Sarpinka-Industrie übertragen wurde. Nun wurde der Kurs nicht auf die schon eingerichtete Kooperation eingeschlagen, sondern man wandte sich wieder den früheren Unternehmern zu.

Als Ursache dazu diente überhaupt im Anfange der Revolution die Ansicht über die Kooperation einerseits, andererseits aber war es sehr fraglich, ob sich unter den Textilarbeitern genug Leute befänden, die qualifiziert und vorbereitet wären, um die Posten der Direktoren in den Unternehmungen an Stelle der früheren Inhaber einnehmen zu können usw.

Auf diese Weise kehrten die Industriellen wieder zurück zu ihren Unternehmungen. Man versorgte sie mit Garn, Farben und allen notwendigen

Materialien, und sie fingen an, für die „Verteidigung“ der Sowetmacht zu arbeiten. Der noch vor kurzem blühende „Sarpinsojus“ aber war ebenso schnell wieder dahin, wie er aufgeblüht war.

Und so dauerte es bis zum 1. August 1921. Mittlerweile änderten die Organisationen ihre Schilder: aus dem 11. Rayontextil entstand eine Gruppen-Verwaltung, aus der Gruppen-Verwaltung wurde der Saratower Subtextil, und der letztere verwandelte sich in den Saratow-Margstädter Subtextil. In Wirklichkeit aber hatte sich in der Verwaltung und Leitung der Industrie nichts verändert, und außer Schaden kam nichts heraus, weil infolge von Vernachlässigungen in der Rechnungsführung eine Organisation von der andern die Reste auf den Warenlagern laut tatsächlichem Bestand übernehmen mußte, die Bücher und Buchführung der vorausgegangenen Organisation aber in das Archiv gelegt wurden. Und dies alles diente zum Vorteil der Unternehmer, welche diese Erscheinungen ausnützten und aus ihnen nicht wenig Vorteil für sich herauszslugen. Endlich wurden die Gesuche der Wolgadeutschen Regierung im Zentrum berücksichtigt und die Notwendigkeit der Gründung eines Verwaltungsorgans der Sarpinka-Industrie in Balzer unter der Leitung des Gebietswirtschaftsrats (heute Zentral-Volkswirtschaftsrats der Deutschen Republik) anerkannt. Durch Verordnung des Präsidiums des Allrussischen Volkswirtschaftsrats vom 1. August 1921 wurde der Obtextil ins Leben gerufen.

(Schluß folgt.)

Der Umfang des Tabaksbaus.

Von W. Sjurjukin.

(Schluß.)

3. Sehr häufig hat der Bauer nur eine schwache Vorstellung von den Forderungen, die verschiedene Tabaksorten an den Boden stellen, von der Abhängigkeit der Güte des Tabaks von den verschiedenen Böden und von den verschiedenen Düngemitteln, die angewendet werden müssen.

4. Mit der Bearbeitung der Tabaksblätter nach der Ernte, d. h. mit dem regelrechten Trocknen und besonders dem Schwitzen, ist der Bauer auch ungenügend bekannt. Die regelrechte Bearbeitung der Tabaksblätter hat großen Einfluß auf den Geschmack, den Geruch und auf die übrigen

Eigenschaften. Es ist nicht einerlei, ob der Tabak zu lange oder nicht lange genug geschwitzt hat. In beiden Fällen verliert er seine wertvollen Eigenschaften.

Noch ist zu erwähnen, daß die Abnahme der Blätter vor ihrer völligen Reife ebenfalls einen großen Einfluß auf die Eigenschaft des Tabaks hat. Durch die spätere Bearbeitung ist dann gewöhnlich dieses Uebel nicht mehr gut zu machen. Die Verschiedenartigkeit der hiesigen Tabaksorten, sowie die häufige Erneuerung durch fremde Sorten, hauptsächlich in der letzten Zeit, die oft einen ganz

besondern Zweck haben und mit denen die Bevölkerung ganz unbekannt ist, hat auch großen Einfluß auf die Güte des Tabaks.

5. Der unorganisierte Absatz des Tabaks, der sich besonders verschlechterte seit dem Verbot des freien Tabaksverkaufs vom Wagen, da die Bauern nun Absatzmärkte wenigstens für den Teil des Tabaks, der gewöhnlich auf den örtlichen Märkten verkauft wurde, suchen mußten. Dieser Teil war gewöhnlich sehr groß, da vom Wagen solcher Tabak verkauft wurde, der von den Fabriken zur Verarbeitung nicht gekauft wurde.

Der Umstand, daß der Kolonistentabak während der ganzen Zeit keinen Absatz auf dem nächsten (Saratower) Markt hatte, mußte natürlich einen starken Einfluß auf den Absatz überhaupt, also auch auf die Entwicklung des Tabaksbaus auf der Wiesen- seite ausüben.

6. Eine der wichtigsten Ursachen war die Einführung der Akzise, die zwar der Form nach von den Fabrikanten gezahlt, aber von ihnen gänzlich auf die Schultern der Bauern abgewälzt wurde. Infolgedessen fiel der Preis auf den Rohtabak sehr stark, so daß es vorteilhafter war, Weizen zu säen als Tabak zu pflanzen.

7. Die Entkräftung des Bodens unter den Tabakspflanzungen. Der Mistdünger wurde immer weniger, und anderen Dünger kannte man nicht. Dadurch verringerten sich die Ernteerträge im Vergleich mit den anderen Tabaksrayonen. Auch die Erhöhung der Weizenpreise spielte eine bedeutende Rolle dabei, da es nun noch viel vorteilhafter war, sich mit dem Weizenbau zu beschäftigen.

8. Im besonderen verringerte sich die Tabaksfläche während des Krieges und der Revolution, anfänglich wegen Mangels an Arbeitskräften, die aus der Wirtschaft herausgerissen und an die Front geschickt wurden. Zu Anfang der Revolution verhinderten die verschiedenen Fronten und die Transportwierigkeiten den Absatz. Außerdem war auch der Handel verboten. Mit der Aufrichtung der Wirtschaft entwickelt sich auch der Tabaksbau wieder, aber er steht noch weit hinter dem Vorkriegstand zurück.

Hier entsteht nun unwillkürlich die Frage: Kann sich der Tabaksbau nochmals in dem Maße entwickeln wie vor dem Kriege, und ist es überhaupt möglich, im Unteren Wolgagebiet und im besonderen in der Wolgadeutschen Republik den Tabaksbau weiterhin nutzbringend zu betreiben? Das hundertfünfzigjährige Bestehen des industriellen Tabaksbaus beweist es sehr gut, daß die hiesigen

Naturverhältnisse den Tabaksbau ermöglichen. Das behauptet auch Prof. Wawilow, in dessen Arbeit „Die Feldkulturen des Südostens“ wir folgende Stelle finden: „Die Versuche der Kolonisten beweisen, daß in der Gegend nicht Machorka mit einer kurzen Wachstumsperiode, sondern auch wertvollere Arten aus der Unterfamilie der *Nicotiana tabacum*, in der letzten Zeit besonders stark unter dem Namen Deutscher Tabak verbreitet, gut gedeihen.“ „Der schöne Zustand der Tabakfelder an der Wolga,“ fährt er fort, „zeugt von der Möglichkeit, sehr guten Tabak in dieser Gegend zu züchten. Die Urteile über die Eigenschaften des Samaraer und des Saratower Tabaks bezeugen dasselbe.“*) Prof. Wawilow läßt eine Entwicklung des Tabaksbaus an der Wolga in einer anderen vollkommen neuen Richtung zu. „Es ist möglich“, sagt er unter anderem, „daß der Tabaksbau im Südosten nicht nur zum Rauchen angebaut werden wird, sondern wegen des Tabaksamens, der ein bedeutendes Prozent Öl liefert (bis 30 und mehr Proz.). Der Tabak bringt eine außerordentlich große Menge Samen (besonders der Machorkatabak), und das Tabaksöl wird zu technischen Zwecken (z. B. zur Herstellung von Farbe) sehr geschätzt, da es nicht ganz trocknet.“

Aber ohne Versuche in dieser Richtung darf man sich nicht daran wagen, Samen zu Öl zu züchten. Diese Möglichkeit aufzuklären, ist eine sehr wichtige und ernste Aufgabe. Ein solcher wirtschaftlicher Herangang ist auch bei der Lösung der Frage bezüglich der Zukunft des Tabaksbaus im Unteren Wolgagebiet nötig.

Die überflüssigen Arbeiter der Bauernwirtschaften bei dem bestehenden System des Getreidebaus (und der Tabaksbau wird hier durch die Bauern im kleinen betrieben) verlangt die Einführung solcher Kulturen, die die Bauernfamilie mit Arbeit versorgen kann. Und als solche kann der Tabaksbau in den Verhältnissen der deutschen Wiesen- seite eine der ersten Stellen einnehmen. Der Preis des Tabaks ist in den letzten Jahren mehr oder weniger günstig für seine weitere Entwicklung, auch die Ernteerträge sind (wenn auch niedriger als in anderen Gegenden des Rätebundes) viel standhafter als die Ernteerträge des Getreides.

Alle diese Verhältnisse bringen uns in ihrer Gesamtheit zu der Ansicht, das der Tabaksbau nicht nur möglich ist, sondern noch erweitert werden kann.

*) Н. И. Вавилов. Полевые культуры юго-востока. Москва 1922 г. Стр. 228.

Kooperation und Landwirtschaft.

Beiträge zur Milchwirtschaftsfrage.

Von W. Flückiger.

Das Austausch einer ganzen Anzahl von Molkereigenossenschaften im deutschen Wolgagebiet beweist den Uebergang der örtlichen Milchverwertung vom hauswirtschaftlichen Betrieb zum verkehrswirtschaftlichen. Die Milchverwertung geht also vom Grundsatz der Selbstversorgung zu dem der Warenproduktion über, wobei sie zu einem bedeutenden und selbständigen Fachgebiete erweitert wird. Die Hauptrichtung in der Milchverwertung wird die Molkerei mit ihren Unterabteilungen der Käseerei und Buttereerei sein. Natürlich wird die Milchwirtschaft innerhalb des bäuerlichen Betriebes die Kornwirtschaft nicht allzu schwälern, umso weniger, als ja gerade in dieser Gegend der harte Weizen besonders vorzügliche Eigenschaften hat und wirtschaftlich durchaus rentabel ist. Das Wolgagebiet wird sich wahrscheinlich nur aus einer milcharmen in eine mäßig milchreiche Gegend verwandeln, aber nicht in eine milchreiche oder gar sehr milchreiche. Wir halten uns hier bezüglich der Einteilung ganzer Gegenden nach ihrer Milcherzeugung an die von Prof. Peter aufgestellten Abstufungen, nämlich:

Tägliche Milcherzeugung auf 100 ha landwirtschaftlich benutzter Fläche:

Klasse 1.	Sehr milchreich	400—800 Liter
"	2. Milchreich	240—400 "
"	3. Mäßig milchreich	120—240 "
"	4. Milcharm	unter 120 "

Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus genügt die Feststellung der Klasse nicht, sondern es muß bei der Prüfung der Frage, was für einen Charakter eine Gegend milchwirtschaftlich annehmen wird, neben dem Milchbedarf der ansässigen Bevölkerung hauptsächlich das mögliche Verkehrsmilchverhältnis in Betracht gezogen werden.*)

*) Das tatsächliche Verkehrsmilchverhältnis erhält man durch Abzug des Milchverbrauchs der Bauernfamilie von der ganzen gewonnenen Milch in der Zeit, wo der Milchwirtschaftsbetrieb zur Warenproduktion übergeht und dem Bauer Einkünfte bringt. Von da an wird der Milchverbrauch im Bauernhaushalt selbst auf ein Minimum eingeschränkt, so daß mehr Milch für den Verkehr bleibt. Das ist eine Beobachtung, die überall da gemacht worden ist, wo milchwirtschaftlich ein solcher Uebergang zur Warenproduktion stattfand.
Der Verfasser.

Das Verkehrsmilchverhältnis besagt, wieviel Prozent von der gewonnenen Milch an den Verkehr abgegeben wird. Die Kenntnis, wieviel Milch auf einem Quadratkilometer erzeugt wird und wie groß das mögliche Verkehrsmilchverhältnis ist, gibt die Grundlage zu allen öffentlichen Maßnahmen auf dem Gebiete des Molkereiwesens. Darum wäre es sehr wichtig, wenn das entsprechende Material der Öffentlichkeit zur Verfügung stände. Möge auf die letzte Frage jemand aus dem Kooperativverband der Öffentlichkeit Auskunft geben!

Bei der Umwandlung der milcharmen Wolgagebiets in eine mäßig milchreiche Gegend müssen wie eben auch auf andren Gebieten von Fall zu Fall die Fragen gestellt werden: Welche Kombination der verschiedenen landwirtschaftlichen Betriebsrichtungen ist innerhalb der bäuerlichen Wirtschaft die vorteilhafteste? Welchen Umfang soll die Milchwirtschaft innerhalb des Betriebes annehmen?

Eine bestimmte Antwort auf diese Frage kann nur die sorgfältige Verarbeitung von Budgetuntersuchungen der bäuerlichen Wirtschaft und die Untersuchung der natürlichen Vorbedingungen geben. Wir wollen uns vorläufig nicht mit Budget- und Kalkulationsfragen befassen; denn dazu gehört reichhaltiges Material, das noch nicht gesammelt worden ist und es vielleicht auch noch lange nicht sein wird. So gehen wir denn zu den natürlichen Vorbedingungen der Milcherzeugung über, die im allgemeinen ohne Einwirken durch Menschenhand beständig und unveränderlich sind. Sie sind gegeben in den Eigenschaften des Bodens als Futtererzeuger, ferner in den klimatischen Verhältnissen, die sowohl die Futtererzeugung, wie auch die Betriebsweise der Milchviehhaltung beeinflussen.

Die Futterwüchsigkeit des Bodens, das Gedeihen der besten Futterpflanzen, wie wir sie in den Süßgräsern und kleeartigen Gewächsen kennen, erfordert eine möglichst gleichmäßige Verteilung der atmosphärischen Niederschläge auf die einzelnen Monate des Jahres. Die großen Milchwirtschaftsgebiete der Erde erfreuen sich gerade solcher klimatischer Bedingungen. Nordfrankreich, Belgien, Hol-

land, Dänemark, Skandinavien, Großbritannien, Neuseeland, der nördliche Teil der Vereinigten Staaten von Amerika und der südliche Teil von Kanada gehören zu diesen bevorzugten Milchgebieten. Sie alle liegen in der gemäßigten Zone. Innerhalb dieser sind diejenigen wiederum die begünstigsten, die infolge des Seeklimas mäßige Sommerwärme mit nicht zu kargen Niederschlägen und einen milden Winter aufweisen. Wir wollen hier die Verteilung der Niederschläge in den bekannten europäischen Milchländern Dänemark, Holland und der Schweiz anführen, und zwar als Beleg für den tatsächlichen Einfluß der gleichmäßigen Verteilung der Niederschläge auf den Milchreichtum einer Gegend:

Monat	Dänemark	Holland	Schweiz
Januar	70	70	44
Februar	60	60	49
März	60	70	60
April	50	60	70
Mai	60	80	84
Juni	70	90	104
Juli	100	100	102
August	120	110	105
September	110	100	83
Oktober	120	90	95
November	90	90	67
Dezember	80	80	59
	999	1000	922

Für die Wolgadeutsche Republik stehen uns keine Ziffern zur Verfügung. Aber angenommen, daß in ihr vielleicht die Verteilung der Niederschlagsmenge im Verlaufe eines Jahres mehr oder weniger gleichmäßig sei, so kann sich aber ihre jährliche Niederschlagsmenge mit keinem einzigen der oben genannten Milchgebiete der Erde messen; denn sie beträgt nach der Regenkarte aus Andree's Handatlas nur 250–500 Millimeter. Das bedeutet natürlich ein trockenes Klima, das auf die Arten der landwirtschaftlichen Kulturen und die Wahl der Futterpflanzen bei der Organisation der Futterbasis überhaupt und derjenigen für die Milchwirtschaft im besonderen einen gewaltigen Einfluß ausübt.

Hierin liegt auch das Problem, das in erster Linie zu lösen ist: das Problem der Futterbasis. Auf der Futterbasis wird sich alles andere aufbauen und somit auch der Umfang der Milchviehzucht bestimmen lassen. Man müßte deshalb den Typ oder vielleicht sogar die Type der Futterbasis ausarbeiten, die unter den gegebenen Boden- und klimatischen Bedingungen die größte Futtermenge abwürfen und hinsichtlich des Nährstoffgehalts und der Bekömmlichkeit für das Vieh den Anforderungen einer gediegenen Milchviehhaltung entsprechen. Wir werden auch darin von den Amerikanern lernen müssen. Sie haben es nämlich in den verflossenen Jahren unternommen, in Colorado und anderen Staaten, die unter Trockenheit leiden, Milchwirtschaft einzuführen, zu welchem Behuf sie ihre Futterfläche mit dem Alfa-Alfa-Gras, auf deutsch: Luzerne, bestellten. Die Luzerne ist nicht in dem Maße wie die gewöhnlichen Futtergräser auf das jeweilige Maß des Himmels angewiesen, sondern sie holt sich's mit ihrem Wurzelwerk viele Meter tief aus der Erde. Aber was noch besonders hervorzuheben ist, ist der hohe Eiweißgehalt der Luzerne, der so ziemlich dem erforderlichen Eiweißverhältnis entspricht und andere, stark eiweißhaltige Kraftfuttermittel, wie Kleie und Deltuchen, überflüssig macht.*) Diesen hohen Eiweißgehalt hat die Luzerne ebenfalls andern angepriesenen, der Trockenheit widerstehenden Süßgräsern voraus. Aus den verschiedenen Luzernearten wäre die geeignetste zu wählen und durch Selektion im Verlaufe der Jahre hochzuzüchten.

Es ist nicht nur wichtig, daß man ein endgültiges Schema des Feldersystems mit den entsprechenden Kulturen aufstellt, sondern daß man auch die langsamen, jährlichen Uebergänge darstellt, die es dem Landwirt ermöglichen, ohne großes Risiko, ohne große Erschütterungen seiner Wirtschaft allmählich zu einer höher organisierten, erweiterten und stabilen Futterbasis überzugehen. Oft ist es gerade die berechtigte Angst des Bauers vor solchen Erschütterungen, die ihn abhält, seine Wirtschaft vorteilhafter zu organisieren. Dieser Angst wird aber gesteuert, wenn dem Bauer gezeigt wird, wie durch alljährliche klein: Verschiebungen, Erweite-

*) Bekanntlich enthalten die Pflanzen unter andern Stoffen auch etwas Eiweiß. Ebenso hat die Milch etwa 4 Proz. Eiweiß (Käsestoff). Zur Milcherzeugung muß das Tier die Bausteine zu seinem Milcheiweiß (und Fleischeiweiß) aus dem Pflanzeneiweiß nehmen. Somit muß im Futter des Milchtieres genügend Pflanzeneiweiß enthalten sein, wenn es nicht von seinem eigenen Muskelleiweiß zehren soll. Der Verfasser.

rungen, Einschränkungen der entsprechenden Feldkulturen und Einführung von neuen im Verlauf von einigen Jahren weder die Nahrungsmittel- noch die Futterbilanz wesentlich gestört wird, daß durch diesen langsamen Uebergang eine zweckmäßige Fruchtfolge und damit auch eine entsprechende Ernte gesichert ist.

An einer stabilen Futterbasis, die den Einflüssen der Trockenheit mehr oder weniger Widerstand leistet und die einen stabilen Milchwirtschaftsbetrieb sichert, sind nicht nur allein die Bauern interessiert, sondern auch die Anstalten, die die Molkereigenossenschaften kreditieren. Um die letzteren und sich vor Mißjahren zu schützen, sollten die Kreditanstalten eigentlich bei der Kreditierung die Anwesenheit einer stabilen Futterbasis zur Bedingung machen oder wenigstens die Genossenschaften zur Organisation einer solchen im Verlauf einer bestimmten Frist verpflichten; denn auf ein Hasardspiel mit der ungebändigten Natur dürfen sich die

Organe der Planwirtschaft nicht einlassen. Sie könnten gerade dahin wirken, daß das Problem der Futterbasis für die Milchviehzucht gelöst, der Uebergangsprozeß zur erweiterten Futterfläche beschleunigt und so der Milchwirtschaft schneller die Bedingungen zur Bodenständigkeit geschaffen werden.

Alles in allem: der begonnene Uebergang zur verkehrswirtschaftlichen Milchverwertung hat seine natürlichen Voraussetzungen, die zusammen mit den ökonomischen (von denen hier nicht die Rede sein konnte) den Umfang der Milchviehzucht bestimmen. Das zentrale Problem ist das der Futterbasis, der das Klima einen besondern Charakter gibt. Bei der Lösung dieses Problems muß man nicht nur die technische Seite (die Wahl besonderer Futterpflanzen und das Aufstellen eines entsprechenden Feldsystems), sondern auch die organisatorische und finanzpolitische Seite allseitig berücksichtigen. Nur so wird eine stabile Futterbasis erzielt, die zu einer bodenständigen Milchwirtschaft unbedingt nötig ist.

Die wichtigsten landwirtschaftlichen Futtermittel, ihre Zubereitung und Verabreichung.

Von J. Noll, Agronom.

(Schluß)

Noch paar Worte über die Herstellung von Heu.

Indem wir das Grünfutter in Heu verwandeln, entnehmen wir ihm den größten Teil seines Wassergehalts und machen es auf diese Art zur Aufbewahrung fähig, mit andern Worten, das Grünfutter wird in Form von Heu konserviert. Das Grünfutter enthält von 80—90 Proz. Wasser, das Heu von 12—15 Proz., also ist das Heu 6—7 mal leichter als das Grünfutter. Das Heumachen ist jedoch kein einfaches Trocknen von Grünfutter; denn nebst dem Trocknen gehen in dem Heu gewisse Gärungsprozesse vor sich, die die Nahrhaftigkeit des Heues erhöhen.

Zum Grobfutter gehören noch verschiedene Arten von Stroh und Spreu. Stroh und Spreu bilden in unsrer Bauernwirtschaft die Hauptmasse von Grobfutter. Beide enthalten wenig Eiweißstoffe, dagegen aber eine ziemlich große Menge Holzfaser, was diese Futtermittel sehr schwer verdaulich macht. Trotzdem ist dieses Grobfutter für unsern Bauern von großer Wichtigkeit, da wir aus Stroh und Spreu im Gemenge mit Kraftfutter-

mitteln eine rationelle Futternorm zusammenstellen können, d. h. solch eine Futternorm, die die notwendige Menge Nährstoffe im erforderlichen Verhältnis enthält und auch den notwendigen Umfang hat. Was die verschiedenen Arten von Stroh und Spreu anbelangt, so sind die besten von ihnen das Haferstroh und die Weizenspreu. Nicht viel schlechter als das Haferstroh ist das Gerstenstroh. Fast ganz untaugbar zum Füttern ist das Stroh vom Wintergetreide überhaupt. Was die Qualität des Strohes anbelangt, so sind auch hier die Zeit der Ernte, die Fruchtbarkeit des Bodens, sowie auch die Saadmethode in Betracht zu ziehen. Ueberstehende Frucht liefert schlechtes Stroh. Auf fruchtbarem Boden ist das Getreide gewöhnlich immer verunkrautet, wodurch das Stroh verbessert wird. Bei der Reihensaart ist das Stroh nicht soviel wert wie das Stroh bei der Handsaat. Noch andere Umstände wirken auf die Qualität des Strohes, aber wir halten die angeführten für genügend.

Sehr wichtig ist die Zubereitung des Strohes. Zu diesem Zweck wird das Stroh auf

der Häckselbank oder auch auf speziellen Maschinen (СОЛОМОРЕЗКА) gehäckfelt, d. h. feingeschnitten, für die Pferde nicht kürzer als $\frac{1}{2}$ Werschok, für Hornvieh $\frac{3}{4}$ —1 Werschok, für Schafe $\frac{1}{2}$ —1 Werschok. Durch solche mechanische Einwirkung erhöhen wir indirekt die Nährkraft des Strohes, indem wir dem Tier das Zerkauen erleichtern und ihm dadurch eine gewisse Menge von Energie ersparen. Ein fleißiger Landwirt wird's beim Häckseln nicht bleiben lassen, sondern wird weiter gehen und das gehäckselte Stroh der sogenannten Selbsterhitzung unterstellen. Diese besteht in folgendem: Man macht eine Grube, in die man Stroh auf 4 Tage einbringen kann. Die Grube wird mit Brettern oder Steinen ausgelegt und in 4 Teile eingeteilt. Jeder Teil enthält somit eine Masse Stroh, die auf einen Tag reicht. Das gehäckselte Stroh wird auf folgende Art in die Grube eingelegt: Erst legt man eine Schicht, 6 Werschok dick, übergießt sie mit warmem (18—20 Grad Celsius) Wasser und tritt sie fest ein; dann legt man noch so eine Schicht und verfährt damit auf dieselbe Weise usw., bis die Grube voll ist. Schließlich wird die Grube zugedeckt und etwas Schweres drauf gelegt. Wasser nimmt man auf 1 Kubikarschin Stroh $2\frac{1}{2}$ Eimer Wasser. Durch die Gärungsprozesse, die bei der Selbsterhitzung vor sich gehen, wird das Stroh weich, bekommt es einen angenehmen Geschmack, und die Nährhaftigkeit wird bedeutend erhöht. Das Hornvieh frißt solches Stroh sehr gern. Im Verlauf von 3 Tagen ist das Stroh in der Grube fertig zum Verbrauch. Wenn man einen Teil der Grube entleert hat, füllt man ihn aufs neue usw., so daß, wenn man den 4. Teil entleert hat, man von vorn anfangen kann. Was die Spreu anbelangt, so kann sie so verfüttert werden, wie das ein jeder Bauer weiß.

Zu den umfangreichen Futtermitteln gehört auch das sogenannte Silo (Sieh „Unsere Wirtschaft“ Nr. 15, 16 — 1925) oder Dauersaftfutter. Das Silo besteht aus Pflanzen, die im grünen Zustande in einer Grube eingesäuert werden. In der Grube gehen gewisse Gärungsprozesse vor sich, die dem Silo einen angenehmen Geschmack und Geruch geben und die Verdaulichkeit der eingesäuerten Pflanze erhöhen. Das Silo ist ein vorteilhaftes Futtermittel, hauptsächlich für Melkkühe, bei denen es sich als milchtreibendes Mittel bewährt hat. Die Regeln bei der Silofütterung sind folgende: 1. Das Silo verabreicht man nach dem Melken. 2. Dem Vieh gebe man nicht mehr, als es auf einmal fressen kann. 3. Den Trog reinige man vor jeder Futtergabe. 4. Das Silo verabreicht man sogleich nach

dem Herausnehmen aus der Grube. Die Grenznorm ist für die Melkkühe 1 Pud 10 Pfund, für Fahrosen bis 2 Pud. Trächtigen Rühen gibt man nur die Halbnorm. Ungefähr 2—3 Monate vor dem Kalben stellt man das Silofüttern am besten ganz ein. Da das Silo sehr arm an Mineralstoffen ist, so ist es nützlich, wenn man täglich 5—6 Teelöffel Kreide zugibt.

Zu den an Wasser reichen Futtermitteln gehören die Kartoffel und verschiedene Rübenarten (Futterrüben, Gelberüben).

Die Kartoffel. Die Kartoffel enthält von 70—75 Proz. Wasser (Trockensubstanz 25—30 Proz.) und besteht hauptsächlich aus Kohlehydraten (Stärke). Eiweißstoffe enthält sie nur 2 Proz., Fettstoffe 1 Proz. Die Kartoffel enthält noch einen giftigen Stoff, Solanin, der beim Keimen (Auswachsen) besonders stark zum Vorschein kommt, weshalb die gekeimten Kartoffeln für das Vieh schädlich sind. Dem Hornvieh füttert man die Kartoffeln im rohen Zustande, und zwar 20—25 Pfund täglich, den Melkkühen und Ochsen bis 40 Pfund. Am besten ist's, wenn man die Kartoffeln im Gemenge mit Kraftfutter und Grobfutter verfüttert. Einseitige Fütterung mit Kartoffeln bringt manche unerwünschte Erscheinungen mit sich: die Butter wird weiß, bekommt einen unangenehmen Geschmack, die Milch wird für Zubereitung von Käse untaugbar. Den Schweinen gibt man am besten gekochte Kartoffeln. Will man guten Speck bekommen, so gibt man den Schweinen während der Mastperiode besser gar keine Kartoffeln. Ausgekeimte und nicht ganz gesunde Kartoffeln können auch verfüttert werden, aber nur in gekochtem Zustande.

Rüben sind ein ausgezeichnetes Futtermittel für Melkkühe. Die Rüben sind sehr reich an Wasser (bis 90 Proz.). Sie enthalten viel Zucker. Die Rüben verfüttert man gewöhnlich in rohem Zustande. Vorher werden sie gereinigt und zerkleinert. Auch hier gilt die Regel wie bei der Kartoffelfütterung, daß die Rüben am besten im Gemenge mit Kraftfutter und Grobfutter zu verbrauchen sind. Die Mittelnorm für Melkkühe ist $1\frac{1}{2}$ —2 Pud, die Grenznorm $2\frac{1}{2}$ —3 Pud. Die Rüben wirken in keinem Sinne schädlich auf die Produktion der Melkkühe, vorausgesetzt, daß nur gesunde Rüben verfüttert werden und im Stalle Reinlichkeit herrscht.

Die Gelberüben (Futtermöhren) enthalten etwas mehr Trockensubstanz (15 Proz.) als die Futterrüben. Der Nährstoffgehalt ist dem der Futterrüben ähnlich. Die Futtermöhre ist leicht verdaulich und bildet das beste Futter für Jungvieh. Auf

die Produktion der Melkkühe wirkt sie derart, daß die Butter im Winter wie Maibutter wird. Die Milch erhält auch einen angenehmen Geschmack. Die Grenznorm ist 1—1½ Pud, für Jungvieh 5—10 Pfund täglich. Die Futtermöhre verfüttert man auch in rohem Zustande und ebenfalls zerfleinert.

Was das Grünfutter anbelangt, so ist hier folgendes zu bemerken: Beim Verfüttern von Grünfutter muß man Vorsicht gebrauchen, da das Vieh sich leicht überfressen kann. Als Vorbeugungsregeln ist folgendes anzuwenden: 1. Vom trocknen Futter zum Grünfutter muß man allmählich übergehen; 2. das Grünfutter mischt man am besten beim Anfang mit Grobfutter (Stroh, Spreu u. and.).

Ein sehr wichtiges Futtermittel ist die Milch. Die Muttermilch liefert dem Jungvieh in der ersten Zeit die notwendigen Nährstoffe; kein einziges Surrogat kann sie ersetzen. Sie enthält eine bedeutende Menge Eiweißstoffe, Fettstoffe und andere nützliche Nährstoffe (Kasein, Milchzucker und and.). Die entrahmte Milch sowie auch die saure Buttermilch

können auch den Schweinen mit dem bestem Erfolg gegeben werden. Nur den Ferkeln darf man keine saure Milch geben.

Was die Mineralstoffe anbelangt, so sind diese in den meisten Futtermitteln gewöhnlich in genügender Menge enthalten.

Das Wasser bildet auch einen sehr wichtigen Stoff zur Ernährung der Tiere, da der Körper der Tiere aus beinahe 70 Proz. Wasser besteht. Das Wasser, womit wir das Vieh tränken, darf nicht zu kalt sein (8—12 Grad Reaumur). Allzu kaltes Wasser wirkt schädlich auf die Ernährungsorgane sowie auch auf die Produktion der Tiere: die Melkkühe brechen z. B. ab an Milch. Das beste Trinkwasser für Vieh und Menschen sind das Regenwasser und das fließende Wasser überhaupt. Was die Norm anbelangt, so läßt man das Vieh gewöhnlich nach seinem Belieben trinken; die ungefähre Norm ist jedoch folgende: für Pferde 2 einhalb Eimer, für Kühe 3 einhalb Eimer, für Ochsen 3 Eimer, für Schweine ½—1½ Eimer.

Die Ergebnisse des Kampfes mit dem Brand.

Von D. Bonamarenko.

Der im Jahr 1925 mit dem sibirischen Samen eingeführte nasse Brand hinterließ seine Nachkommenschaft auch in diesem Jahr. Eine kleine Anzahl von Untersuchungen stellte im Frühjahr dieses Jahres fest, daß sowohl in dem Bauernsamen, als auch in dem Samen, der von der Regierung heraus gegeben wurde, noch nasser Brand vorhanden war. Um die Ernteerträge der Bauern, die unter anderem auch von dem Brand abhängen, mehr zu sichern, wurde vor der Frühjahrsausfaat die Beizung des Samens mit Formalin vorgenommen, wozu vom Zentrum die nötigen Materialien und etwas Geld abgelassen wurde. Ungeachtet der unbedeutenden Kredite zu diesem Zweck wurde die Samenbeizung in allen 14 Kantonen durchgeführt. An der Arbeit nahm außer den 12 speziellen Arbeitern auch die Mehrzahl der örtlichen agronomischen Arbeiter teil.

Es muß bemerkt werden, daß die Bauernschaft im verfloffenen Jahr meistens mit der Samenbeizung noch unbekannt und von ihrem Nutzen nicht überzeugt war, deshalb mußten auch

die Beizungsarbeiten unter einigem Druck durchgeführt werden. Ein ganz anderes Bild konnten wir in diesem Jahr beobachten. Von einem Druck war schon gar nichts mehr zu bemerken. In diesem Jahr wurden nur die Sämereien der Bauern gebeizt, die es selbst wünschten. Trotzdem also die Arbeit auf dem Grundsatz der freiwilligen Anteilnahme der Bauern aufgebaut war, nahmen an der Samenbeizung dennoch etwa 13.000 Wirtschaften teil, die 132.000 Pud Samen beizten, was nicht zu unterschätzen ist.

Um der Bevölkerung die Vorzüge der Formalinbeizung noch klarer zu zeigen, wurden in allen Kantonen besondere Felder eingerichtet, die mit Samen besät wurden, der für alle augenscheinlich vom Brand angesteckt war und mit Formalin gebeizt worden war.

Die unten angeführte Tabelle zeigt mit Ausnahme des Krasny-Ruter Kantons, der keine Angaben vorstellte, die Ergebnisse der Arbeit ziemlich vollständig.

Namen der Kantone.	Wurde Samen gebeizt (in Pud).				Formalin ver- braucht.	Zahl der Wirtsch.
	Weizen.	Gerste.	Uebrigere Ge- treidearten.	Ueber- haupt.		
1. Pokrowsk	7.839	160	130	8.129	4 Pud 30 Pf.	1.100
2. Krasnojarsk	10.197	15	—	10.212	8 " 35 "	887
3. Margstadt	20.018	6	21	20.045	9 " 12 "	1.677
4. Kuffus	6.879	125	—	6.879	3 " 33 "	967
5. Seelmann	4.854	125	19	4.998	3 " 21 "	440
6. Alt-Poliawka	3.700	152	40	3.892	4 " 18 "	602
7. Ballasowka	7.686	—	—	7.686	5 " 10 "	1.055
8. Gjodorowka	9.443	312	103	9.858	5 " 07 "	554
9. Mariental	12.643	—	—	12.643	6 " 05 "	1.556
10. Balzer	3.282	300	125	3.707	2 " 33 "	297
11. Kamenska	25.951	64	103	26.118	13 " 06 "	2.311
12. Solotoje	9.552	—	—	9.552	3 " 30 "	901
13. Frank	6.584	—	—	6.584	5 " 33 "	606
14. Krasny-Kut	1.305	—	—	1.305	1 " 05 "	267
In allem	129.933	1.134	541	131.608	77 " 39 "	13.229

Gegenwärtig wird eine Aufnahme des Getreides auf der Wurzel durchgeführt, um die Verbreitung des Brands in der diesjährigen Ernte

festzustellen. Die Ergebnisse dieser Aufnahme werden als Grundlage für die Bekämpfung des Uebels im kommenden Jahr dienen.

Aus Stadt und Dorf.

Korrespondenzen.

Dinkel (Kanton Kuffus). Endlich eine Brücke. Vor einiger Zeit wurde mit dem Bau einer Brücke über den Bach Tarlyk zwischen Dinkel und Laub begonnen.

Die Gesamtlänge dieser Brücke wird ungefähr 300 Meter betragen (Holzbau 73 Meter, Erd-damm 240 Meter), die Breite der Holzbrücke 6,4 Meter, des Dammes 8 Meter.

Diese Brücke wird den höchsten Wasserstand (Hochwasser der Wolga) um einen halben Meter überragen.

Vorläufig wurden Erdarbeiten ausgeführt. Sobald das Holz ankommt, wird auch mit der Errichtung des Holzbaues begonnen.

Die Bauern der umliegenden Dörfer freuen sich ungemein, daß die Regierung endlich eine Brücke baut und sie dadurch von der Notwendigkeit befreit, jedes Frühjahr Kaltwasserbäder zu nehmen.

Es heißt hier: Die alte Regierung hat nur immer gemessen, und dabei blieb's, die neue aber verwirklicht den Wunsch des Volkes.

P. Ries.

Marienbergr (Kanton Seelmann). Des Bauers Sorgen. Die Sorgen wird er gar nicht los, unser Bauer. Das ungewisse Ernteergebnis lag ihm schwer auf dem Gemüte. Er kann sich nun beruhigen: der diesjährige Ernteertrag fällt so beinahe zu seiner Zufriedenheit aus. Auch wegen des gefürchteten Regenwetters, das ihm im vorigen Jahre nicht wenig Schaden und Verdruß eingebracht hatte, wollte er sich wieder Sorgen machen. Wie es aber scheint, kann er sich auch damit zufrieden geben: die Dreschwitterung ist günstig. Die Steuerfrage erregte in ihm eine heftige Gemütsbewegung. Durch allerlei Gemunkel veranlaßt, wollte er schon an eine erdrückende Steuerabgabe glauben. Jedoch durch rechtzeitige Aufklärung hat sich die Bauernmasse, mit einzelnen Ausnahmen natürlich, beruhigen lassen.

Somit wäre unser Landmann endlich aller Sorgen enthoben? Doch nein! Neue Sorgen, drückend und entmutigend treten an ihn heran. Was wird die Frucht kosten? Wie werden die Preise auf die Industriewaren? Wird er überhaupt imstande sein, sich notdürftig zu kleiden, sich mit dem Allernotwendigsten in seiner Wirtschaft zu versorgen? Das sind die Fragen, die ihn wiederum mit Sorgen erfüllen, auf die er Antwort haben will.

Leichtling (Kanton Kamentka). Etwas über den Hackfrüchtbau. Wenn man die Felder des oberen Rayons im Kamentkaer Kanton: Franzosen, Hirsaren, Kamentka und and. bereist, so findet man entweder gar keine oder nur ganz wenig und schwache Hackfrüchte. Würde man fragen, warum hier so wenig Hackfrüchte gebaut werden, bestimmt bekäme man die Antwort: Unser Land taugt dazu nichts. Suchen wir genauer nach der Ursache, so finden wir folgendes: Die Sonnenblumen werden wie jede andere Frucht gesät. Mais wird keiner gebaut. Man ist eben der Meinung, es gäbe zu viel Arbeit damit, die sich dann nicht bezahlt mache. Nehmen wir aber die Dörfer des Wolgarayons: Dobrinka, Galka, Holstein und and. Hier wird der Hackfrüchtbau in großem Maße betrieben. Der Bauer hat hier die größten Einkünfte von den Hackfrüchten.

Hier werden die Sonnenblumen und der Mais reihenweis gesteckt, und zwar so, daß man mit dem Pflug zwischen den Reihen durchfahren kann, was die Arbeit des Reinigens vom Unkraut

um vieles erleichtert, da man nicht mehr die ganze Fläche mit der Hacke säubern muß, so wie es die Bauern des oberen Rayons tun. Es wäre auch viele Mühe und Arbeit gespart, wenn die Bauern des oberen Rayons solche Bearbeitung der Hackfrüchte führen würden; ihre Einnahmen würden sich beträchtlich vermehren.

Ich glaube, eine Exkursion in den Wolgarayon würde den Bauern des oberen Rayons nichts schaden.

A—n.

Uen-Galka (Kant. Pallasowka). Zur Frage der Bauernjugendschule. Oft und viel ist schon von der Bedeutung der Bauernjugendschule gesprochen und geschrieben worden. In vielen Kantonen wurden auch solche organisiert, nur in Pallasowka verhält man sich zu dieser Frage flau, obgleich Vorschriften und Anweisungen vorliegen, in Sawinka eine Bauernjugendschule zu organisieren. Die Pallasowkaer Sowet- und Aufklärungsorgane ziehen es vor, in Sawinka eine zweistufige Schule zu eröffnen.

Das ist grundfalsch; denn die Abendkurse der Bauernjugend im vergangenen Jahre zeigten uns, daß die Bauernjugend ein großes Interesse fürs Lernen hat. Die Dorfschulen in Sawinka umfassen nur einen kleinen Prozentsatz der Bauernjugend, und die zukünftige zweistufige Schule zu besuchen, hat diese Jugend nicht die Möglichkeit. Eine Bauernjugendschule würde aber nur Bauernjugend aufnehmen und sie durch ihr Unterrichtssystem einer kulturellen Wirtschaftsführung näher bringen. Die Organisierung einer zweistufigen Schule erfordert außerdem mehr Mittel als die Organisierung einer Bauernjugendschule. Nicht länger also gesäumt, eine Bauernjugendschule zu gründen!

A. E.

Dehler (Kanton Kuffus). Störrisch wie die —. Hier hat sich eine Anzahl Familien gefunden, die auf ihr Land übersiedeln will. Die Gemeinde ist aber damit nicht einverstanden und klagt immer wieder dagegen, trotzdem ihre Klagen wiederholt zurückgewiesen wurden. In ihrer leztthin abgegebenen Klage spricht sie die Drohung aus, die Uebersiedlung werde nicht ohne Kampf ablaufen. Hoffentlich wird die Aussiedlungsgruppe in diesem Kampf nicht unterliegen, denn sie handelt in gutem Recht.

Stein.

Kultur und Natur.

Phantasielwahn und Erkenntnis.

Von Theodor Schwarz.

Die Phantasie ist stets bereit,
Dem Wunsch des Herzens zu genügen,
Zu seinem Trost statt Wirklichkeit
Ihm holde Märchen vorzulügen.
Und daran klammert sich das Herz,
Das wahnbetörte, innig fest;
Es schwillt in Zorn und Angst und Schmerz,
Wenn man ihm seinen Wahn nicht läßt.

Und die Vernunft? — Sie regt sich nicht;
Träg' ruht sie in dem süßen Schlummer.
„Weckt sie nicht auf! Denn wenn sie spricht,
So macht das ja dem Herzen Kummer.
Drum schweigt! Der Glaube soll bestehen
Und immerfort das Herz betören!
Die Wahrheit soll das Volk nicht sehn
Und ihre Stimme niemals hören!“

Ich aber will ins Ohr sie schrein
Dem Volke mit Posaumentönen:
Nicht sollt mit frommen Litanein
Die Wahrheit länger ihr verhöhnern!
Erwecken will ich die Vernunft,
Den Unsinn aus den Herzen reißen,
Sollt' auch die ganze Muckerzunft
Nach meinem Haupt mit Steinen schmeißen.

Was zürnst du, schwächliches Gemüt,
Wenn ich dir lautre Wahrheit reiche,
Den Nebel, der dein Aug' umzieht,
Und die Gespenster all' verscheuche? —
Das Licht der Wahrheit gibt Erfaß
Für allen Wahn, den du verloren;
Denn die Erkenntnis ist ein Schatz,
Und wertlos achten sie nur Toren.

Mein erstes Verbrechen.

Von Alfons Kauer.

(Schluß.)

Zum ersten Male eingesperrt! Ich warf mich auf die harte Pritsche und schluchzte bis zur Unvernunft. Als man einen „B'soff'nen“ — Kroaten oder Ungarn — zu mir steckte, der randalierte, schimpfte und mich anspie, kam ich erst zu mir. Nach Stunden, die unendlich schienen, brachte man mich — nicht zum Kommissar, sondern zum „Herrn Doktor“, dem Arzt des Polizeibezirks. Der untersuchte mich, den Knaben, ob ich nicht — geschlechtskrank sei. Endlich kam ich auch zum Verhör, bei dem ich aber vor erstikten Tränen fast nichts reden konnte. Man fragte mich auch nicht besonders viel, sondern ließ mich mittels des bekannten grünen Wagens samt andern — Prostituierten, Obdachlosen, Gesindel und Verbrechern — gemeinsam auf die „Promenad“ (Haupt-Polizeiamt) spedieren. Im „grünen Heinrich“, wie der Volksgargon den Polizeischubwagen nennt, lachte alles

über mich, auch der Wachmann lachte mit, weil ich immer wieder kindlich klagte: „Unschuld' hobt's mi' eing'sperrt!“

Nachdem ich auf der „Schoberhochburg“ fürs Verbrecheralbum (!) photographisch aufgenommen und um alles mögliche, nur nicht um mein Vergehen, peinlich einvernommen wurde, kam ich — als Unbestrafter — in den großen Sammelssaal. Hier wimmelte es von Schüblingen, — vor dem Abschub nach „Krafov“ stehenden Juden, italienischen Arbeitern, die sich, der Ersparnis wegen, per Schub nach „Roma“ bringen ließen, und anderen Bassermannngestalten. Nach dem Abendessen, einer primitivsten Fütterung en masse steckte mich ein Wächter zu jugendlichen Laugenichtsen, die stundenlang von seguellsten Dingen sprachen, die ich nicht einmal dem Namen nach kannte. Am Morgen, nach durchwachter Nacht, wieder Fahrt im „grünen

Heinrich". Rundtransport zu den Bezirksgerichten. Bei jedem der Gerichte lud man die „Subjekte“ aus und ein und erst beim letzten, beim Bezirksgericht Fünfhaus, lud man das „Individuum Kauer“ aus. Dort sperrete man mich wieder zu sehr jugendlichen Tagedieben, alle schon bestraft. Sah und hörte in der Zelle, wie man „Taschel ziagt“ (Brieftaschen stiehlt), „Leichen fledderd“ (Schlafende ausraubt), „G'soffene a'stiert“ (Betrunkene nach Wertgegenständen absucht) und ähnliches nicht unwertvolles für Verbrecher. Einer zeigte da dem anderen unverlangt, wie er's „macht“. Jeder konnte es „no besser“ — und jeden hatte man zum Schluß erwischt. „Ober 's nächste Mol verschütt'n (verhaften) mi die Sehleut' (Polizisten) nimmer!“ so schwörten alle feierlichst.

Nach mehreren Tagen theoretischen Verbrecherunterrichts Vorführung zur Verhandlung. Gefaßt, wie vor dem unabänderlichsten Schicksal stehend, gab ich ruhig zu, „g'stohl'n“ und das Buch versteckt zu haben.

„Warum?“

„Nur, um zu lesen!“

„Ernsteste Verwarnungen des Richters. Dann steht er auf, richtet den Salar mit feierlichster Miene, räuspert sich, sieht auf das Kreuzifix, starrt in die Kerzenflammen und räuspert sich aufs neue... Mir wird schwindlig... kalt und heiß läuft's über meinen Rücken... nun kommt das Urteil!

„Im Namen Seiner Majestät, unseres aller-

gnädigsten Kaisers...“ und so weiter und so ähnlich, „spreche ich den Angeklagten“ — wieder Räuspern „frei!“

Der Angeklagte schluchzte. Der Jugendrichter entließ mich.

Ich ging zum Meister. Der — entließ mich auch! Und im „Kloster“ entließ man mich dann ebenfalls. Warum, weiß ich bis heute nicht. Höchstwahrscheinlich deshalb, weil ich äußerst schutzbedürftig und gänzlich ohne Mittel war. Am Abend mußte ich noch fort! Vom „Pater Genral“ erhielt ich würdevoll den „Segen“, wobei ich vor ihm knien mußte. Zu meinen wenigen Verwandten wagte ich mich nicht mehr. Mein seit jeher übertriebenes Ehrgefühl ließ dies nicht zu. War ich doch ein, wenn auch freigesprochener, so doch vom „Kloster“ wie vom Lehrherrn fortgejagter Dieb. Trieb mich tage- und nächtelang obdachlos herum, schlief im Freien, lebte von schlechtem Bettelbrot, und endlich trieb mich Not, Verzweiflung, Hunger ins Asyl. Tiefen, Untiefen des Lebens sah ich, lernte ich an anderen und an mir selber kennen — aber ich habe es nur „selbst“ verschuldet; denn ich stahl — aus Leseleust — ein Buch im ungeheuren Werte von drei Kronen, das der Bestohlene am nächsten Tag zurückerhielt.

Dies war mein erstes „Verbrechen“. Zwölf Jahre später beging ich dann ein zweites, größeres: ich trat für immer aus der Kirche, der Gemeinschaft dieser „Christen“, aus.

Der Sowetstern.

Von Al. Frank.

Ein Stern ist aufgegangen
In wundervoller Pracht,
Und nach der langen, bangen
Gespensterhaften Nacht
Das Arbeitsheer erwacht.

Erwachend jagt's von dannen
Bei dieses Sternes Licht
Die blutigen Tyrannen,
Und jeden schlimmen Wicht
Erreicht sein streng Gericht.

Es ruft sein mächtig „Werde!“
Wohl über Land und Meer,
Da wird die alte Erde,
Als ob's ein Märchen wär',
Zum Eden ringsumher.

Und immer schöner schimmert
Der Stern am Himmelzelt,
Und immer schöner flimmert,
Von seinem Glanz erhellt,
Das Angesicht der Welt.

Der Starmaz.

Von Professor Fritz Braun.

Vielleicht wundert sich jemand, daß ich gerade von den Starmäzen erzählen will. Das sind doch so gewöhnliche Vögel! Wenn's wenigstens ein seltener, farbenschillernder Papagei ferner, paradiesischer Tropeninseln wäre! Aber nur gemacht! Es fragt sich doch sehr, ob wir in dem Fremdling wirklich eine interessantere Persönlichkeit kennen lernten als in dem Star unserer Triften. Außerdem gibt's nicht allzuvielen, die jenes kostbare Tier erwerben könnten, während ein Jungstar wohl jedem erreichbar ist, der sich im Frühsommer rechte Mühe gibt, einen solchen Hausgenossen zu bekommen.

Man wird seine Mühe reichlich belohnt finden; denn ein zahmer Star ist ein so lieber und schelmischer Gesell, daß er seinem Herrn nicht weniger ans Herz wächst als das treue Hündchen oder eine schmiegsame Schmeicheltage.

Und ebenso wie seinen Hund soll man auch den Star in recht jugendlichem Alter erwerben, um seine ganze Entwicklung verfolgen zu können.

Die Ansprüche, die ein Jungstar ans Futter stellt, sind überaus bescheiden. Während des Weltkrieges habe ich so manchen mit einem nur aus Weizenkleie und Quetschhanf bestehenden Mischfutter großgezogen und sah ihn doch zu einem starken und widerstandsfähigen Vogel heranwachsen. Auch unter besseren Verhältnissen braucht diese Kost nicht verändert zu werden, wenn sie dann und wann mit einem Mehlwurm gewürzt wird und der Vogel daneben im Sommer süße Kirschen und im Herbst weiche Birnen erhält.

Eine Hauptsache ist es dabei, daß sein Behälter peinlich sauber gehalten wird, namentlich in dem ersten Lebensjahr des Vogels. Das ist aber bei dem von mir verabsolgteten Weichfutter gar nicht schwer, weil es harte Kotballen bildet. Hier tut Vorsicht wirklich not, denn wenn ein Jungstar erst einmal empfindliche, entzündete Füße bekommen hat, so ist guter Rat oftmals teuer. Die Zehen dieser Tiere sind überaus weichlich und lösen sich nur allzuleicht in ganzen Gliedern vom Fuße ab.

Auch der erste Starmaz, den ich einst als Tertianer erzog, büßte auf solche Weise zwei Zehen des rechten Fußes ein. Dennoch wurde er mir ein lieber Stuben- und Spielgefährte, dessen ich noch jetzt mit wehmütiger Sehnsucht gedenke, die halb dem Vogel, halb der seligen Jugendzeit gelten mag.

Noch heute, nach vierzig Jahren, erinnere ich mich genau, wie er sich allmählich zu dem begabten Sänger und munteren Schwäger entwickelte, der das freudige Erstaunen manches Besuchers erregte.

Bis zur ersten Mauser sang er nur sein eigenes Lied, so stümperhaft und zerhackt, wie es Jungvögel zu tun pflegen. Dann aber wurden die Töne lauter, runder und klangvoller, und es gewährte eine eigene Freude, festzustellen, wem er jedes neue Klanggebilde verdankte. Dies war des Grünfinfen rollende Strophe, jenes der krähende Ruf des Rothhänsflings, und nun versuchte er gar meiner Zaungrasmücke rieselnde Weise zum besten zu geben, allerdings noch recht ungeschickt und undeutlich.

Heute weiß ich, daß jener junge Vogel, den ich als Tertianer verpflegte, der beste Spötter von allen Staren war, die ich im Laufe der Jahre besessen habe. Erst kürzlich nannte ich allerdings einen Starmaz mein eigen, der das Lied des Grauedelfängers so täuschend nachahmte, daß ich — der Versuch bewies es — im Nebenzimmer, wo ich den Vogel nicht sah, selbst nicht mehr angeben konnte, ob der Star oder der Edelfänger gesungen hatte.

Die Begabung jenes Erstlings bestand dagegen weniger darin, jeden Ton unbedingt getreu wiederzugeben, als vielmehr in dem Vermögen, alles erlernte Getöne zu einem Lied zu vereinigen, das durchaus harmonisch und naturgemäß erschien, ganz so wie eine unmittelbare Gabe der großen Allmutter. Hätte man einem Bogelkenner, der den Sänger nicht sah, etwa erzählt, diese wechselvolle Weise sei das Lied einer ihm noch unbekannteren südeuropäischen Grasmückenform, vielleicht einer Base der Orpheusgrasmücke, ganz gewiß, er hätte keinen Grund gehabt, an der Wahrheit dieser Angabe zu zweifeln.

Und dann kam der Morgen, da mir das Hausmädchen versicherte, es habe beim Reinmachen meinen „Jakob“ sprechen hören. Das selber auszusprechen, hatte ich nur nicht den Mut gehabt, aus Sorge, man könnte mich verlachen. Aber nun war ich meiner Sache ganz sicher, unbedingt, das bedeutete „Ja—kob—chinn“, dünn und zitterig noch, aber doch unverkennbar. Noch eine Woche, und es klang schon so deutlich, daß es auch unsere Gäste bei dem ersten Mal verstehen mußten, ebenso wie

sie auch nicht darüber im Zweifel bleiben konnten, ein anderer Laut solle den schnalzenden Ton wiedergeben, mit dem ich die Aufmerksamkeit des Vogels auf mich zu lenken suchte.

Aber das Schönste blieb doch nach wie vor das laute, klangvolle, gleichmäßig dahinströmende Lied des Stares, das er am sonnigen Sommerabend buchstäblich stundenlang zum besten gab, alle Lieder meiner gefiederten Hausgenossen zu einer neuen und doch harmonischen Einheit verschmelzend.

Seitdem verpflegte ich wohl ein Duzend Starmähe. Keiner glich dem andern; der eine hatte diese, der nächste jene Eigentümlichkeit. Bei diesem freute ich mich darüber, daß er den art. eigentümlichen Gesang seiner Väter trefflich herausbrachte und Schleifer zog, fast so lang wie ein Gukowscher Gesellschaftsroman, und jenem wußte ich Dank, daß er mir noch immer die Weisen eines lieben Pflöglings vortrug, der selber schon längst verblichen war; aber keinen vermochte ich anzugeben, der mir nicht aus irgendeinem Grunde besonders ans Herz gewachsen wäre. Nicht selten wurde ich zu Zeiten, wo ich gleichzeitig drei Starmähe verpflegte, von einem guten Freunde gebeten, ihm doch einen abzugeben; aber so freigebig ich gerade in manchen Dingen zu sein pflege, bei meinen Starmähen blieb ich stets unerbittlich; sie waren für mich in des Wortes eigenstem Sinn unabkömmlich.

Gerade von diesen Vögeln könnte man behaupten, sie gehörten zu jenen Geschöpfen, die mehr mit dem Zahlen, was sie sind, als mit dem, was sie tun.

Man beobachte nur einmal einen zahmen Star im Verkehr mit seinem Herrn, dann wird man die Meinung der Leute, die in jedem Stubenvogel einen armen, sehnsüchtigen „Gefangenen“ erblicken, nur noch belächeln. Da verkehrt nicht ein

Slave mit seinem Herrn, nein, wir sehen zwei Freunde vor uns; und wie der Mensch seinem buntschillernden Spielgefährten herzlich gewogen ist, so bedeutet für den Starmag der Umgang mit seinem Besitzer erst den rechten Lebensinhalt. Weit davon entfernt, ihn zu fürchten, sucht er seine Nähe, wo immer es angeht, und anstatt seinen Bewegungen auszuweichen, fordert er ihn immer wieder zu fröhlichem Spiel auf, mag er nun schelmisch auf seine Finger loshacken oder aus Leibeskraften an einem Strohalm ziehen, den die Hand seines Herrn festhält, bis er seine Ohnmacht einfieht, den gelben Stengel losläßt und sich mit mürrischem „Stöhr“ im Gefieder nestelt. Und sitzt „Jakob“ nach dem Bad — Stare baden sehr ausgiebig! — plantschnaß und zitternd auf der Tischplatte, so sind die derben Hiebe, zu denen ihn die unerwünschten Liebkosungen seines Herrn veranlassen, wohl als Zeichen des Aergers, aber beileibe nicht als Furcht zu deuten.

Könnte man es mir nach solchen Erfahrungen verargen, wenn ich den Vogelfreunden immer wieder den Rat gebe, lieber den kostbarsten Fremdling in ihrer lebenden Sammlung fehlen zu lassen, als gerade unseren allbekanntesten, oft zu gering geschätzten Starmag? Nur einen guten Rat möchte ich noch geben. Gönnst man seinem „Jakob“ freien Flug im Zimmer — und schließlich wird das wohl jeder tun, weil der Star erst dann die ganze Komik seines Wesens zur Geltung bringt —, so soll man ihn doch nie ohne Aufsicht lassen; denn ähnlich wie die Kohlmeise hat auch der Star ein rechtes Geschick, sich bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten zu Schaden zu bringen. Auch der frohe Gesell meiner Knabenjahre, von dem ich oben berichtete, kam schließlich dadurch ums Leben, daß er in einem unbewachten Augenblick aus einem Farbtopf trank, sich auf diese Weise tödlich vergiftete und starb.

Aphorismen.

Von Hans Sachs jr.

Schlechtigkeit und Dummheit — die treuesten Anhänger des Kapitalismus.

Dummheit und Feigheit — die gehorsamsten Dienerinnen der Religion.

Achtung!



Den Lesern der Zeitschriften

„Nachrichten“ und „Unsere Wirtschaft“

wird bekanntgegeben, daß die beiden Zeitschriften vom 1. Januar 1926 vereinigt wurden. Das Abonnement auf die „Nachrichten“ und „Unsere Wirtschaft“ auf das Jahr 1926 ist eröffnet.

Die „Nachrichten“ erscheinen wieder 3-mal wöchentlich mit der Beilage

„Gesetz und Leben“.

Der Abonnementspreis beträgt:

für das Jahr	4 Rbl. 40 Kop.
für das Halbjahr	2 Rbl. 20 Kop.
für das Vierteljahr	1 Rbl. 20 Kop.
für 1 Monat	40 Kop.
Die Einzelnummer	4 Kop.

Für das Ausland:

für 1 Monat	50 Cent.
für 6 Monate	3 Doll.
für 12 Monate	5 Doll.

Bei Bestellung beider Ausgaben zugleich ist der Abonnementspreis:

für das Jahr	8 Rbl. — Kop.
für das Halbjahr	4 Rbl. 20 Kop.

„Unsere Wirtschaft“ wird im neuen Abonnementsjahr wöchentlich erscheinen und dem Verständnis der Bauernleser noch mehr angepaßt sein.

Der Abonnementspreis beträgt:

für das Jahr	4 Rbl. — Kop.
für das Halbjahr	2 Rbl. 20 Kop.
für das Vierteljahr	1 Rbl. 15 Kop.
für 1 Monat	40 Kop.
Die Einzelnummer	12 Kop.

Für das Ausland

für 1 Monat	50 Cent.
für 6 Monate	3 Doll.
für 12 Monate	5 Doll.

Die Jahresbesteller beider Ausgaben, die den Jahresbetrag gleich bei der Bestellung eintragen, erhalten als Beilage das Büchlein des Prof. Gubomirow „Die ökonomische Lage der deutschen Kolonien des Saratower und Wolfster Bezirks im Jahre 1791“.

Die Redaktion.

Das größte und verbreitetste deutsche Wochenblatt

„Das Neue Dorf“

darf in keinem Bauernhause fehlen.

In ihm findet der Landmann alles Wissenswerte auf dem Gebiete der Landwirtschaft, Kooperation, Politik, Volkswirtschaft, Technik und Kultur.

Auf „Das Neue Dorf“ kann bei allen Postämtern abonniert werden.

Die Bezugskosten betragen:

für 1 Jahr 2 Rubel 40 Kopeken

„ $\frac{1}{2}$ „ 1 „ 20 „

„ $\frac{1}{4}$ „ „ 60 „

„ 1 Monat „ 20 „

Einzelnummer 5 Kopeken.

Adresse: Charkow, Ukrainische Soz. Räte-Republik, Buschkinstraße 24, Postschließfach 300.

Verwaltung des Wochenblattes „Das Neue Dorf“.

Demnächst erscheint im Deutschen Staatsverlag der Wolgarepublik ein

Bauernkalender

für das Jahr 1927.

Voraussichtlicher Umfang 200 Seiten Preis ungefähr 80 Kop.

Nebst kalendarischem Material enthält der Kalender wertvolle praktische Ratsschläge für den Landwirt und die Dorfsaktivisten, ein genaues Verzeichnis der deutschen Kolonien nicht nur der Wolgarepublik (nebst Karte), sondern auch der ganzen Räte-Union auf Grund frisch eingeholter, neuester statistischer Daten, ferner Fachartikel über die wichtigsten Fragen unseres staatlichen und wirtschaftlichen Lebens und schließlich einen unterhaltenden Teil.

Adresse: Deutscher Staatsverlag d. Wolgarepublik, Pokrowst, Kommunardenplatz 4